

# Guerilla im Schnellboot

Vor zehn Jahren entstand das „c/o Berlin“, eines der spannendsten Fotomuseen der Welt – jetzt ist die Institution in Gefahr

Ungefähr so stellt man sich doch ein Museum vor: historisches Gebäude mitten an der Hauptachse der Touristenströme, imposante Fassade und darüber ein mächtiges Fakra. Anaxias Lebovitz wurde hier schon angeblich, genauso wie Martin Parr, Bettina Rheims oder Robert Frank. Große Sammlung von Fotografie also und die Institution, die hinter den Mauern residiert, hat sich danach zu Hamburg stattfinden, doch dort fand sich keiner, der das Projekt ehrenamtlich stemmen wollte. In Berlin

konnte Stefan Erhart selbst Fotograf, holte die alten Helden des Fotojournalismus an die Spree und zeigte sie im ehemaligen kasernenhaften Postfachhaus, ein zwei-flügeliger Backsteinbau mit grandioser Kuppel und Wänden, von denen der Platz kippeln bröckelt. Mehr gebaute Bereiche-Klares geht eigentlich nicht, zumindest hier zwei Jahre vorher die erste Berlin Biennale stattgefunden hatte. Olafur Eliasson fotografiert, der heute im Düsseldorf K21 plant, drehte sich hier unter



Sollten im „c/o Berlin“ tatsächlich die Lichter ausgehen, könnte die Oranienburger Straße endgültig zur Pressemile verkommen.

Foto: c/o Berlin

Das Museum muss ohne jegliche öffentliche Förderung auskommen

Kürzung zum ersten Mal. Ob dank der endruckvollen Immobilien- oder der Weltkassafotografie – die Magnum-Ausstellung wurde ein großer Erfolg, der Wunden der letzten Jahre heilen half. Es schafften, entstand. Sicherlich auch befordert durch den Zwang der Zeit: Post-Fotografie ist immer wieder ein schwieriges eigenes Arbeiten zu zeigen, das FAZ-Museum, kleine Kunst- und für anspruchsvolle Fotojournalisten, war angesprochen worden, viele Jahre lang verteilte und kommunale Galerien schlossen reihenweise. Obzeitigkeit geht. Fotojournalismus vielen Mäusern nicht als ausstellungsbüro. Die Museumsgeschichte des Mediums selbst war ja noch jung. Doch die überlebten, die in der letzten halben Jahrhundert erlebte, die Erkenntnis, dass auch Modafotografie, Porträts und Fotoportraits viele Ausstellungswände schmücken können, ließ noch zu stehen. Erhart gründete deswegen 2000 zum ersten Mal ein Fotomuseum in der Potsdamer Platz, das Grafikerin Marc Nanarska c/o Berlin oder „International Forum for Visual Dialogues“, was sich auch heute so laienhaft „infiziert“, sagt der überlebende. Erhart wollte die Institution im Rückblick als ein perfektes Gründerrisiko erweist, war damals mehr ein Zufall. Denn der Fotograf lernte die anderen kennen. Erhart konnte die Aufnahme für das FAZ-Museum bringen. Er dokumentierte den Umbau des Berliner Postfachhauses. Nanarska war auch dort für den grafischen Auftritt des Architekturbüros von Norman Foster verantwortlich. Erhart wollte die Institution auf Festschritt bauen der Reichstagskuppel. Mit Fotografie hatten die beiden nicht viel zu tun. In der letzten halben Jahrhundert Nanarska nun ein elegantes Erscheinungsbild mit hohem Bekanntheitsgrad, wovon er selbst wichtig für ein Ausstellungsbau, der letzten halben Jahrhundert. Erhart und Potz verantwortete den Umbau der ersten Adresse – eine ehemalige Gießerei, die er zuvor in der Potsdamer Platz gebaut hatte. Im obersten Stockwerk ließ er sein Fotostudio einrichten, es sollte ein Ort sein, an dem er seine Werke einbringen. Zusätzliche Einkommensquellen waren und sind die Voraussicht, die er in der Potsdamer Platz Einrichtung – knapp wird es auch so.

Auch den Umbau des Postfachhauses zur Ausstellungsgalerie hat Potz geleitet. Zwischen dem recht schlichten Gebäude in der Linienstraße und dem historischen Prachtbau an der Oranienburger Straße liegen nur ein paar Meter, trotzdem kaputtierter der Umgang c/o Berlin 2006 in die vordere Ring der deutschen Ausstellungshäuser für Fotografie. Dafür dürfte vor allem Stefan Erhart verantwortlich sein. Wenn er davon spricht, dass er dem Museum ein Gesicht geben möchte, dann ist es vor allem sein Gesicht, das in den zehn Jahren das Haus geprägt hat. Jetzt wird der Erfolg der Institution mit einem Foto-Festival und einer Magnum-Ausstellung gefeiert. Der Kreis schließt sich.

So wie Erhart als Fotograf oft Lösungen in scheinbar ausweglosen Situationen finden muss, verweist er auch als Museumsdirektor Probleme unkonventionell zu lösen, kreatives Kulturmanagement könnte man das nennen. Anders wäre seine vertrackte Stausandlaufgabe auch gar nicht zu lösen. Anspruchsvolle Ausstellungsmuseen müssen fast ohne finanzielle Mittel realisiert werden. Denn die Institution ist immer noch komplett privat, öffentliche Förderungen bekommt das Haus nicht, in den vergangenen zehn Jahren gab es nur drei. Mal eine Projektförderung aus dem Hauptstadtkulturkonzepts. Eintrittegelder und Sponsoring sind so die wichtigsten Säulen in der Finanzierung. Nur durch die hohen Besucherzahlen – im vergangenen Jahr kamen 160.000 – geht diese Rechnung auf. Methoden, um die ständige Hängepartie zu bewältigen, hat Erhart vor allem aus seiner Zeit in New York mitgebracht. „People give to people“ heißt so ein

Grundsatz von ihm, was bedeutet, dass er perleitet die Sponsoren und renommierte Ausstellungshäuser, mit denen er kooperieren will, stets direkt anspricht. Er hat festgestellt, dass die schönsten Hochglanzbeschreibungen weniger bringen als das persönliche Gespräch. Ebenso wichtig sind seine Kontakte zur Fotowelt. Die Ausstellung mit Annie Leibovitz 2009, die mittlerweile Wartezeiten vor dem Postfach produziert und das c/o Berlin endlich aus den roten Zahlen brachte, kam auch deswegen zustande, weil Erhart die amerikanischen Starfotografen persönlich kennt.

Schließlich hat sich die Institution trotz ihrer Professionalität eine Öffentlichkeit bewahrt; die Museen wie dem Martin-Gropius-Haus oder der Berlinischen Galerie mit ihren bürokratischen Strukturen kann nicht möglich ist. Ist dort das Programm bereits für die nächsten zwei Jahre festgelegt, plant Erhart mit seinem Team nur sechs Monate im Voraus. Viele Ausstellungen konnten sie übernehmen, weil die öffentlichen Häuser durchgehungsrecht waren. „Wir sind das Schnellboot, das um die großen Tanker herumfließt“, sagt Erhart. Hinter seinem Rücken, fast schüttern wirkenden Auftrieb steckt in Wahrheit ein enormes Durchsetzungsvermögen. Ob das hätte er wohl auch schon längst die Geistes gestrichen, das c/o Berlin stand mehrfach vor der Fiske, Kurat hat jede Mal persönlich.

Auch jetzt ist die Situation mehr als brennend. Just zum Geburtstag wurde der halbjährliche Mietvertrag nicht verlängert. Die bisherigen Eigentümer haben an die israelische Investorengruppe Elad verkauft. Das ist spätestens seit 2004 weltberühmt, als sie die legendäre Plaza

Hotel in New York erwarb, um daraus lokale Eigentumswohnungen zu machen. c/o Berlin soll nun bis Ende März ausziehen, um einem Hotel und einer Shopping Mall Platz zu machen. Geht der Plan von Elad auf, würde die Oranienburger Straße endgültig zur Pressemile. Der Kneisland – einst Künstler, dann Investor – ist staubbekannt, hierzulande dem eigenen Auktionsaal allzu oft zu. Will sich die Stadt jedoch weiterhin mit dem Programm von c/o Berlin schmücken, Woverist ist Stammgast auf den Vermögens – dann muss sie bei der Immobilienbesitzer helfen: Ohne eine ähnlich al-

**Abbau, Aufbau, 17 Ausstellungen im Jahr. Das Museum erinnert an eine mobile Einsatztruppe**

traktive Adresse wie das Postfachamt wird das Finanzierungsmodell von c/o Berlin nicht funktionieren. Die Zukunft einer beispielhaften Institution steht auf dem Spiel.

„Wir sind Guerilla!“, sagt der Kurator Felix Hoffmann auf die Frage, wie ein Ausstellungshaus überhaupt mit einem halbprivaten Mietvertrag arbeiten konnte. (Künstler wie Daniel Richter oder Jonathan Meese, die mal in den Stalungen der Anhalter hängen, war das zu unklar, sie zogen aus.) Tatsächlich hat die Struktur des Hauses etwas von einer mobilen Einsatztruppe: Lange Schließzeiten kann man sich hier nicht leisten. Ende eine Ausstellung, beginnen noch am selben Abend die Abbauarbeiten, damit man vier Tage später schon wieder die nächste eröffnen kann. 17 Ausstellungen

hat es so allen 2009 gegeben. Eine derartige Fäktung ist nur mit Nachschichtern und einem motivierten Team möglich. Für jede Ausstellung muss der Kurator zudem eine Höhe entwickeln, die man sie auch bezahlen kann. Nicht unbedingt einfach in einer finanzschwachen Stadt wie Berlin. Manchmal habe man da schon mit dem Leuten gepupert, nach Hamburg oder München zu gehen, so Hoffmann, aber dann überzeuge doch wieder der Bekannte Publikum. Das generationsübergreifende Begleitprogramm wird angenommen, egal ob es um die Lectures geht – Daniel Libeskind oder Isabel Huppert waren schon da – oder um das Kinderprogramm.

Doch das sagt Finanzkorsett schränkt ein. Reine Architektur fotografie, die nur ein paar Spezialisten interessiert, kann Hoffmann nicht zeigen. Andere Ausstellungen ziehen zwar das Publikum an, erfüllen aber nicht unbedingt die höchsten Qualitätsanforderungen. Karl Lagerfeld gehört nicht zu den Größen in der Fotografie, gezeigt wird er hier trotzdem. Direktor und Kurator trüsten sich in solchen Fällen mit ihrer Historie-Strategie. In der Reihe „Talents“, die nur durch die jährliche Förderung der Deutschen Börse möglich ist, bieten sie seit 2008 anstehenden Fotografen und Kunstkräften die Chance, auf großer Bühne zu rezitieren. Die Ausstellungreihe begreift den letzten Raum des Rundgangs, wo wegen Leibovitz kann, sah so auch den jungen – Leipziger – Fotografen Oskar Schmidt. Für viele ist der Auftritt hier der Ausgangspunkt für weltweite Ausstellungen. Berlin sollte allein tun, damit es auch in Zukunft solche Chancen gibt.

LAURA WEISSMÖLLER